



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Laenger, Max: Plaudereien über deutsche Kolonien : 1. Die Marschallinseln
und ihre Bewohner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den deutschen Großstädten in München auf 100 lebend Geborne 31,61 uneheliche Geburten treffen, sodaß diese katholische Großstadt die protestantischen Großstädte Berlin und Hamburg um fast 20 vom Hundert unehelicher Geburten übertrifft, daß aber ferner im protestantischen Sachsen mit seiner großen Arbeiterbevölkerung nur 12,45 vom Hundert uneheliche Geburten sind, während in den ganz katholischen Ländern Kärnten, Steiermark und Graz volle 40 bis 60, also rund die Hälfte aller Geburten unehelich sind! Wenn gegnerische Blätter die Ursache dieses Mißstands auf den Eölibat schoben, so konnte man klerikalerseits dies als eine gehässige, weil beweislose Verleumdung bezeichnen; aber der Aufsatz in den „Historisch-Politischen Blättern“ bestreitet auch, daß die größere Zahl unehelicher Kinder in katholischen Gegenden auf einen (trotz Beichtstuhl und Bußsakrament) größern Gang der katholischen Bevölkerung zur Unzucht hinweise, denn — führt der klerikale Verfasser aus — man habe in Berlin und Hamburg Mittel, den Folgen des unehelichen Geschlechtsverkehrs vorzubeugen. Als ob derartige Mittel nicht in München, in Wien, in Graz und Innsbruck ebenso bekannt wären wie in protestantischen Gegenden!

Nach dem oben Vorgetragenen ist auch der fortwährende ärgerliche Hinweis der Klerikalen nicht ernst zu nehmen, daß in katholischen Staaten, besonders in Bayern, immer einige Protestanten Minister sind, und daß Protestanten hier auch sonst in hohen Staatsämtern in auffallend großer Zahl anzutreffen sind. Die Protestanten leiden eben auch in katholischen Staaten nicht an dem „Mangel an Wertschätzung wissenschaftlichen Strebens,“ den die klerikale Denkschrift bei den Katholiken beklagt; und protestantische Beamte sind nicht durch einen protestantischen Papst gehindert, im katholischen Staat bei der Durchführung von Gesetzen „formell“ oder „materiell“ mitzuwirken.

(Schluß folgt)



Plaudereien über deutsche Kolonien

Von Max Laenger

1. Die Marshallinseln und ihre Bewohner



Im September 1885 hißte der deutsche Kreuzer „Nautilus“ auf Salnit oder Bonham, der Hauptinsel der Marshallgruppe, die Flagge und nahm hiermit von diesem Teile Mikronesiens für Deutschland Besitz. Die Marshallinseln ziehen sich in zwei Gruppen, der östlichen oder Ratacl- und der westlichen oder Ralickette, zwischen dem 4. bis 12. Grade nördlicher Breite und dem 160. bis 175. Grade östlicher Länge hin. Es sind Atolle, wunderliche kunstvolle Gebilde der win-

Grenzboten III 1900

45

zigen Korallentierchen, die in unermüdlcher jahrhundertelanger Arbeit, aus der Tiefe des großen Weltmeers dem Sonnenlichte zustrebend, niedrige flache Eilande geschaffen haben, die die Meeresoberfläche nur in vereinzeltten Fällen bis zu drei Metern überragen.

Saluit, die Hauptinsel und zugleich der Hauptverkehrshafen der ganzen Gruppe, liegt in der Ratackette. Das verwitterte Korallenriff, zu dem die Insel gehört, hat eine mächtige kreisförmige Ausdehnung, einen Umfang von mehr als achtzehn deutschen Meilen. Hier reihen sich, durch engere und weitere, tiefere und seichtere Kanäle voneinander getrennt, 56 Inselchen aneinander. Draußen läuft brandend und brausend die See in langer gewaltiger Dünung über die weit vorgelagerten Riffe und Bänke dahin; aber innerhalb der Inseln, in der Lagune, ist es seltsam still und ruhig. Das spiegelglatte, fünfzig bis siebzig Meter tiefe Wasser ist durchsichtig wie klarer Krystall und von herrlich blauer Farbe. Deutlich erkennt das forschende Auge die seltsamen Gebilde der weißen Korallen, die den Boden bedecken; es folgt mit Interesse dem luftigen Spiele kleiner und großer, rot, blau, gelb und in allerlei andern Farben schillernder Fische, die die geheimnisvolle Tiefe in großer Zahl beleben; es späht nach Muscheln und Seewalzen, die sich über die Korallenblumen langsam dahinschleppen, und zählt die mächtigen Glieder der eisernen Ankerketten, vor denen die Schiffe ruhig und sicher liegen. Eine wundersame, märchenhafte Welt erschließt sich hier unsern Blicken und bannt uns stundenlang in ihren Zauberkreis.

Die Inselchen, die rings im Umkreise wie feine dünne Streifen auf dem Wasser zu schwimmen scheinen, haben eine Breite zwischen 300 und 600 Metern. Die Oberfläche bedeckt eine durch allmähliche Anschwemmung von Sand und Holz entstandne, höchstens einen Fuß dicke Erdschicht. Die Flora, die sich uns hier zeigt und allen Inseln ein gleichmäßiges, eintöniges Aussehen giebt, ist wenig mannigfaltig. Kokospalmen, deren luftige Wedel in der frischen Seebrise säuseln und rauschen, Brotfruchtbäume, Pandanus und wilder Taro sind die Hauptvertreter des Pflanzenreichs. Die nördlichen Inseln, mit etwas üppigerer Vegetation, weisen hier und da Arrowrootpflanzen und sogar wilde Bananen auf. Sonst finden wir niedriges, krüppeliges Buschwerk und den Loastrauch, dessen Bast für feine Mattengeflechte verarbeitet wird, und vereinzelt ein Knollengewächs, eine Kaktusart, deren stark duftende weiße Blüten die einzige Blumenpracht der Gruppe sind.

Noch ärmllicher ist die Fauna. Einige kleine Eidechsen, wenig Tauben und Strandläufer und zwei Schmetterlingsarten, das ist alles.

Die nördlichen Inseln sind von der Natur reichlicher bedacht und bieten den Bewohnern mehr und bessere Nahrung. So erklärt sich die Erscheinung, daß der Menschenschlag, den wir dort antreffen, stärker und größer ist als der auf den südlichen Inseln. Im allgemeinen sind die Marschallinsulaner kleine schwächliche Menschen, die früh altern und in sich zusammenfallen. Das gilt besonders von den Frauen, die, kaum erblüht, in kurzer Zeit dahinwelken

und häßlich werden. Die Hautfarbe ist schmutzig braun; das glatte, sehr grobe Haar ist tiefschwarz und wird lang getragen; die Augen sind groß und von derselben Farbe, aber ohne Ausdruck. Bartwuchs ist nur sehr spärlich vorhanden. Die Gesichtszüge sind nicht gerade unangenehm und lassen oftmals eine gewisse Intelligenz erkennen. Charakteristisch ist die sehr hohe, an den Schläfen eingedrückte, stark zurückweichende Stirn. Die Nase ist zwar breit, aber nicht unschön platt. Eine besondere Pflege wird den Zähnen zu teil, die in tadellosem Weiß glänzen. Sehr beliebt ist das Aufschlagen der Ohrlappen, die künstlich durch elastische Bastringe ausgedehnt werden und oft bis auf die Schultern herabhängen. In den geweiteten Ohrlappen tragen die Insulaner Tabak und Pfeife; denn alle, ohne Unterschied des Geschlechts, sind leidenschaftliche Raucher. Als Schmuck dienen wohlriechende Blätter und kleine Muscheln.

Sehr verbreitet ist das Tätowieren des Körpers. Dabei werden allerlei Zeremonien beobachtet. Zunächst muß die Erlaubnis des Königs eingeholt werden, wofür der Bittende dem Könige eine Reihe schwerer Arbeiten verrichten muß; sodann wendet er sich an die Zunft der Tätowierer, die in hoher Achtung stehen, und die, um sie der Vornahme des Tätowierens geneigt zu machen, viele Geschenke erhalten. Die Operation ist sehr schmerzhaft und nimmt zwei bis drei Monate in Anspruch. Kein Unbefugter darf zugegen sein; auch darf der Tätowierte während der ganzen Zeit kein Weib ansehen. Verläßt er die Hütte, so geschieht es nur mit verhülltem Haupte. Begleitet wird die Prozedur von dem monotonen Gesang der Frauen des Dorfes, die außerhalb der Hütte auf dem Boden kauern. Die Tätowierung erstreckt sich bei den Frauen nur auf Arme, Beine und Schulterblätter; bei den Männern aber vom Oberschenkel aufwärts über den ganzen Körper, je nach Rang und Alter. Selbst Ohren und Augenlider werden nicht verschont. Den König kennzeichnen außerdem noch vier Streifen auf jeder Wade.

Die Zahl der Bewohner der Marschallinseln hat man bisher nicht genau feststellen können. Das große Atoll, auf dem Jaluit liegt, ist ungefähr von 350 Männern, 400 Weibern und 300 Kindern bevölkert; doch verteilt sich die Zahl nur auf 31 Inselchen, da die übrigen 25 unbewohnt sind. Wie so mancher Volksstamm der Südsee, so geht auch dieser dem langsamen, aber sichern Untergang entgegen. Die Einwohnerzahl nimmt ab, nicht schnell, aber ständig. Die Gründe hierfür sind nicht im Klima zu suchen. Dieses ist zwar heiß und regenreich — man zählt etwa 300 Regentage jährlich —, aber der Regen hinterläßt keine dumpfe Feuchtigkeit, und die fast immer wehende frische Seebrise läßt klimatische Krankheiten nicht aufkommen. Die Ursachen liegen vielmehr einerseits in der großen Verbreitung sexueller Krankheiten, die die meisten Inseln leider für immer verfeucht haben, andererseits in der sorglosen Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren und in den lasterhaften unmoralischen Sitten, denen die Jugend rettungslos verfallen ist. Ein großer Teil der Kinder stirbt an Durchfall und ähnlichen Krankheiten, da ihnen im Essen,

Trinken und Baden ohne Rücksicht auf die Pflege der Gesundheit des Körpers vollständig freier Wille gelassen wird. Die heranwachsende Generation pflegt in bedenklich frühem Alter geschlechtlichen Umgang, und unnatürliche Laster, denen niemand wehrt, verkürzen ihr Leben wesentlich. Junge Frauen suchen, um möglichst lange schön zu bleiben, mit allen erdenklichen Mitteln den Kindersegen zu verhindern. Erst wenn sie alt, häßlich und schwächlich geworden sind, erfüllen sie ihre natürliche Bestimmung und dann auch nur deshalb, weil Kinderlosigkeit den Gatten berechtigt, die Frau zu verstoßen. Wie die Liebe der Mütter zu den Kindern nicht besonders groß ist, so ist es auch die Anhänglichkeit der Kinder an die Eltern nicht. Zwar hat die Sprache für „Vater“ und „Mutter“ Ausdrücke; aber man hört nie kindliche Lippen diese Worte sprechen. Die Kinder rufen die Eltern immer beim Eigennamen.

In dem alten, von Kultur und Zivilisation noch nicht beleckten Staatswesen der Marschallinsulaner unterschied man streng vier Stände. Dem ersten, vornehmsten gehörte der König (Irod) an; den zweiten (budag) bildeten die Brüder und Söhne des Königs; der dritte (leadagedag) setzte sich zusammen aus der Klasse der Besitzenden, und der vierte (armidwon oder kahur) umfaßte das gemeine, besitzlose Volk. Dieses mußte für die übrigen Stände arbeiten und die Nahrung herbeischaffen. Während die ersten drei Stände berechtigt waren, zwei, auch drei Frauen zu ehelichen, mußte sich der Mann aus dem Volke mit einer begnügen. Auch war es ihm streng verboten, mit den Frauen des Königs zu reden; dagegen konnte dieser einfach dem niedern Manne die Frau wegnehmen. Heiratete ein Mann in eine Familie höhern Standes, als er selbst war, hinein, so gehörte er von da ab zu dem höhern Stande. Unternahm der König Kriegszüge oder Besuche, die ihn veranlaßten, sich von seiner Insel zu entfernen, die Frauen aber dort zu lassen, so mußten auch alle Männer des zweiten und des dritten Standes für die Dauer der Abwesenheit des Königs die Insel verlassen; nur des Königs Söhne durften zurückbleiben.

Was die Thronfolge anbelangt, so geht die Königswürde beim Tode des Herrschers nicht auf den Sohn, sondern den jüngern Bruder, und wenn ein solcher nicht da ist, auf den Stiefsohn über. Gleichzeitig verlangt die Landessitte von dem neuen Könige, daß er sofort sämtliche Frauen des verstorbenen Königs heiratet.

Die Nahrung der Insulaner ist nicht sehr abwechslungsreich. Zum großen Teil sind sie auf Fische angewiesen, und ihre große Gewandtheit im Fischfang ist weit und breit bekannt. Erleichtert wird der Fang durch den enormen Fischreichtum, den die ganze Inselgruppe besonders in den Lagunen aufweist. Der Fischfang wird auf verschiedene Art betrieben. Der fliegende Fisch wird z. B. gefangen, indem sich die Schwarzen hellleuchtender Fackeln bedienen, die sie in dunkeln Nächten auf den pfeilschnell dahinschießenden Segelkanoes abbrennen. Die Fische fliegen in den hellen Schein hinein, gegen das Segel und fallen betäubt in das Boot. Auf eine geradezu spaßhafte Weise fängt man eine andre Fischart, den Gelbschwanz. Die Kanaker verbinden zwei

Ranoes nebeneinander, im Abstand von etwa 12 bis 15 Metern mittels einer auf dem Wasser schwimmenden Schnur. Der Gelbschwanz flieht in Scharen vor der Schnur her, wird allmählich in seichtes Wasser getrieben und hier ohne besondere Mühe mit kleinen Netzen gefangen. Wohl kommt es hin und wieder vor, daß die geängstigten Fische über die Schnur hinwegspringen, aber nie, daß sie darunter hindurch schwimmen. Die Zubereitung der Fische ist äußerst einfach. Sie werden in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen gebacken.

Außer Fischen sind Kokosnüsse, Pandanus und Brotfrüchte die tägliche Kost, deren einzige Variation in der verschiedenen Zubereitung dieser Pflanzen besteht. So bereitet man das gern gegessene Dengue folgendermaßen: In einer mit Steinen ausgemauerten Grube wird ein großes Feuer angefaßt, die Steine werden tüchtig erhitzt. Dann füllt man die Grube mit Pandanusfrüchten, die vom Fruchtkolben abgetrennt sind, und teilt sie durch Zwischenlegen von Blättern in Schichten. Die Grube wird mit heißem Sande zugeschüttet und bleibt für die nächsten zwei Tage unberührt. Nach dieser Zeit werden die Früchte ausgegraben und das weiche, saftige Ende mit großer Geschicklichkeit auf feststehenden, teils geraden teils gebogenen Messern geschabt. Man erhält dadurch einen saftigen goldgelben Brei, der sich unter dem Einfluß von Luft und Sonne verdickt und eintrocknet. In Rollen von einem Meter Länge und 0,3 Metern Dicke gepreßt und in Pandanusblätter eingewickelt hält er sich jahrelang und dient den Insulanern bei größern Seereisen als Dauerproviant.

Eine andre Lieblingsspeise, aus der reifen Brotfrucht zubereitet, ist Pirn. Abgeschälte, in kleine Stücke geschnittne Brotfrüchte werden zwei bis drei Stunden in Salzwasser gelegt, danach längere Zeit mit Stöcken geklopft. Die so entstehende gummiartige Masse bedeckt man mit Blättern und läßt sie an einem schattigen Orte zwei bis drei Tage liegen. Hier geht sie infolge eines Gärungsprozesses in einen weichen Zustand über, worin sie tüchtig durchgeknetet wird. Der Pirn ist fertig, wird nun sorgfältig in Blätter eingehüllt und in einem Erdloche vergraben. Auch dieser Speise wird eine fünf- bis sechsmonatige Haltbarkeit nachgerühmt. Die Bewohner der nördlichen Inseln kennen noch ein andres beliebtes Gericht. Es ist dies ein Gemisch von Arrowrootwurzeln mit geschabten Kokosnüssen und heißem Wasser.

Wenn auch die Speisekarte der Marschallinsulaner gerade keine große Vielseitigkeit aufweist, so empfinden das diese armen Menschenkinder in ihrer Bedürfnislosigkeit doch nicht als Übelstand, und sie haben immerhin genug Nahrungsmittel, daß sie bei rationeller Einteilung nicht Not leiden müssen. Trotzdem sind sie schon von Zeiten entsetzlicher Hungersnot heimgesucht worden, aber immer durch eignes Verschulden.

Obwohl sie im allgemeinen friedlicher Natur sind, brechen doch hin und wieder zwischen einzelnen Inseln Streitigkeiten aus, die zum Kriege führen. Die Art der Kriegführung unterscheidet sich allerdings wesentlich von der unsrigen; denn ein mutiges entschlossenes Draufgehn giebt es bei den Insel-

bewohnern nicht. Jede Partei sucht vielmehr der andern dadurch möglichst zu schaden, daß sie Kokospalmen, Brotfrüchte und sonstige nahrhafte Vegetabilien vernichtet, die Hütten abbrennt und alles, was erreichbar ist, zerstört.

Die Kleidung der Insulaner besteht für die Männer aus einem braunen, gelben oder weißen Bastfaserrock, der von dem kangr, einem geflochtenen Bastgürtel, gehalten wird. Die höhern Stände und besitzenden Klassen tragen darüber noch eine schwarz und weiße, fein geflochtne lange Schnur. Bei den Frauen treten an die Stelle des Bastfaserrockes zwei bis auf die Füße hinreichende Matten, um die die schwarz-weiße Schnur (irik) geschlungen wird.

Eine Hauptbeschäftigung der Frauen und Mädchen ist das Flechten von Matten, Hüten, Fächern und Körbchen. Sie bekunden hierin eine erstaunliche Gewandtheit und Kunstfertigkeit. Die guten Hüte, nach europäischen Façons angefertigt, stehen den besten Panamahüten nicht nach. Mehr aber noch als diese Arbeiten müssen wir die Geschicklichkeit der Männer im Bau und in der Handhabung der Segelkanoes rühmen. Es ist fast rätselhaft, wie Menschen, die in allen ihren Sitten und Gewohnheiten auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe stehn, mit so primitiven Mitteln, wie eine Steinart es ist, so gediegne, gut geformte und dauerhafte Boote herstellen können. Dabei sind diese durchaus nicht aus einem Stück oder nach einem bestimmten Prinzip aus mehreren, bei den verschiedenen Kanoes gleichartigen Stücken gebaut, sondern vielmehr je nach Brauchbarkeit des verwandten Holzes. Die Stücke werden durch starken Baumbast miteinander verbunden, die Fugen durch zwischengetriebne Pandanusblätter gedichtet. Die Kanoes sind in der ganzen Südsee bekannt wegen ihrer vorzüglichen Segeleigenschaften, die die europäischen Boote weit übertreffen. Die eine Seite der Kanoes verläuft in fast gerader Linie, die andre, auf der sich der Ausleger befindet, ist mehr gebogen gehalten. Das Segel, aus Bast geflochten, in der Form den lateinischen Segeln ähnlich, muß immer auf der dem Ausleger abgewandten Seite des Bootes liegen, um das Kentern möglichst zu vermeiden. Kentert das Boot aber doch, was durchaus nichts seltnes ist, so geht der Ausleger über das Boot hinweg. Es wieder aufzurichten, auszuschöpfen und segelfertig zu machen, ist den Kanakas, die im Wasser so gut wie auf dem Lande zuhause sind, etwas leichtes. Es sei noch erwähnt, daß die Kanoes beim Kreuzen nicht über Stag gehn, indem die Spitze durch den Wind dreht, weil dadurch das Segel auf derselben Seite zu liegen käme, auf der der Ausleger angebracht ist; sondern der im Vorderteil des Kanoes befestigte Hals des Segels wird gelöst, nach dem Hinterteil genommen und dort steif gesetzt, wobei sich die Raa des Segels um den schräg aufgestellten beweglichen Mast dreht. Die Insulaner sind als kühne Seefahrer bekannt; in frühern Jahren unternahmen sie bisweilen weite Reisen über Hunderte von Meilen. Sie bedienten sich hierbei mit gutem Erfolge eigens gefertigter Seekarten, die aus feinen Stäbchen und kleinen Steinen sinnreich zusammengesetzt waren.

Die Wohnungen der Eingebornen sind äußerst primitiv, meist bestehn sie nur aus einem dachförmigen Bau aus Palmen- und Pandanusblättern. Die

Häuptlingshütten sind höher und durch niedrige Seitenwände kenntlich. Der innere Raum, mit schön geflochtenen Matten ausgelegt, ist in zwei bis drei Abteilungen getrennt, weist aber sonst keinerlei Hausgerät oder Komfort auf. Die Frauen des Häuptlings wohnen in ganz niedrigen kleinen Hütten um die Giehhütte herum. Etwas abseits liegt das Kochhaus, das indes nur aus einem Feuerloch besteht und zum Schutz gegen Regen notdürftig überdacht ist.

Wie alle Südseeinsulaner lieben auch die Bewohner der Marschallinseln Gesang und Tanz. In den überaus klaren, für die Tropen typischen Mondscheinnächten hört man die Frauen und Mädchen, in zwei Reihen einander gegenüber auf dem Boden kauend, ihre eintönigen Weisen singen, die bald leise bald lauter erschallen, zeitweise auch in entsetzliches Schreien und Kreischen ausarten. Die alten Weiber begleiten den Gesang auf kleinen Trommeln, die, in ihrem Schoße liegend, mit den Händen bearbeitet werden. Die Männer tanzen zu den Gesängen, gepuzt mit Federn, Muscheln, Bastgeflecht und frischen Blättern. Ihr Tanz besteht hauptsächlich im Verdrehen des über und über mit Kokosnußöl eingesalbten Oberkörpers und Verzerren des Gesichts.

Kannibalismus findet man auf den Marschallinseln nicht. Die Toten werden, in Matten gehüllt, ins Meer geworfen, nachdem sie zwei Tage in der Hütte betrauert worden sind. Trauertänze werden aufgeführt, und Klagegesänge erfüllen die Luft.

Die auf den Marschallinseln ansässigen Weißen, fast ausnahmslos Deutsche, verleben ein recht eintöniges Dasein. Allerdings ist durch sie manches besser geworden. So hat man dem früher oft herrschenden Wassermangel durch Anlage großer auszementierter Bassins gänzlich abgeholfen. Auch der Versuch, heimische Gemüse zu ziehen, natürlich in importierter Erde, ist trefflich gelungen, und in den sogenannten „fetten Tagen“ kann der Wanderer auf Saluit Bohnen, Tomatos, Kürbisse und Gurken erhalten. Auch gedeihen Schweine, Hühner, Enten, Hunde und Katzen und, was weniger angenehm ist, Ratten in Menge. Eine regelmäßige Dampferverbindung ist bis jetzt ein sehnächtiger Wunsch der ansässigen Europäer geblieben. Die Nachrichten von und nach der Außenwelt vermitteln Segelschiffe, meist kleine Schoner, in oft drei Monate langen Zwischenräumen.

Der Sitz der Regierung ist Saluit. Hier residiert der Landeshauptmann mit einigen kaiserlichen Beamten. Die große deutsche Firma, die allein das Recht der Ausbeute der Produkte dieses Inselreiches und das Handelsmonopol hat, ist die Saluit-Gesellschaft. Der einzige Ausfuhrartikel ist Kopra. Der Ertrag der Inselgruppe scheint indes, wie man aus dem guten Stand der Gesellschaft schließen darf, durchaus nicht ungünstig zu sein. Die hier kultivierte runde Kokosnuß ist zwar klein, liefert aber von allen Arten die meiste Kopra.

Eine politische Bedeutung und Wichtigkeit ist den Marschallinseln wohl kaum beizumessen; wohl aber haben sie schon zweimal verbannten Fürsten als Aufenthaltsort gedient. Das erstemal war es der im August 1898 verstorbene

König von Samoa, Malietoa Laupepa, dem die deutsche Regierung Saluit als Aufenthaltsort anwies; das zweitemal, im Jahre 1893, ging hierher der unglückliche Gegenkönig des Malietoa Laupepa, der einst mächtige und beliebte Häuptling der Utua-Provinz auf Upolu, Mataaafa, in die Verbannung, begleitet von seinen zwölf hervorragendsten Häuptlingen und seiner Nichte Kailala, die freiwillig mit ihm zog, um den greisen Fürsten zu pflegen. Hinter dem Wohnhause des Landeshauptmanns und den Kauf- und Lagerhäusern der Firma, von einem Zaun umgrenzt, erhob sich das samoanische Dorf. Erst kürzlich, nach fast sechsjähriger Verbannung, schlug den samoanischen Führern die Stunde der Befreiung. Deutschland hatte bei den Vereinigten Staaten und endlich auch bei England die Rückkehr Mataaaffas nach Apia durchzusetzen gewußt. Der deutsche Kreuzer „Bussard“ brachte die Verbannten heim.

Für die deutschen Kriegsschiffe ist Saluit Kohlenstation. Wenn man das Saluit von heute vergleicht mit dem, was es vor zwanzig Jahren war, so empfängt man unbedingt den wohlthuenden Eindruck, daß Fleiß und Kultur hier viel Gutes geschaffen haben; zugleich aber ergreift es uns mit Wehmut, daß der Segen dieses Fortschritts doch den Untergang der Bewohner der Marschallinseln nicht aufhalten kann. Sie welken und sinken dahin — ein unrettbares Volk!

(Fortsetzung folgt)



Weiteres über Ibsen

Die Umsturzdramen



en Weg zum höchsten Gipfel des Parnas sah sich Ibsen*) durch seine Nationalität und durch seine eigne zu Kritik und Skepsis neigende Natur versperrt, und so blieb ihm, da sein großes dramatisches Talent nun einmal zur Bethätigung drängte, nichts andres übrig, als sich dort anzusiedeln, wo die Abhänge des Musenberges in die Niederung übergehen, das heißt das Gesellschaftsstück zu pflegen. Dieses verspricht ja auch den größten und sichersten Erfolg, denn dem gewöhnlichen Theaterpublikum behagt nichts besser als dramatisierter Klatsch; als solcher, nicht durch seine etwaigen wirklichen Vorzüge, wird ja wohl ein solches Stück Zug- und Kassenstück. Kommt auch noch eine Tendenz hinzu — desto besser, und am meisten empfiehlt sich immer noch die revolutionäre Tendenz, nicht etwa bloß dem Proletarier, sondern auch dem behäbigen Spießbürger und dem blasierten Lebemann. Denn wie jener nichts Besseres weiß

*) Siehe die Aufsätze über Ibsen im 20., 22. und 24. Heft.